

Debra Moerke
mit Cindy Lambert

Ein Mord,
zwei Mütter
und die Macht
der Liebe

*Wie ein schockierender Anruf
meine Welt aus den Angeln hob*



Prolog

»Mama, kann ich mit Katherine shoppen gehen?«

Es war ein warmer Junimorgen im Jahr 2012 und für Courtney hatten gerade die Sommerferien begonnen. Die Temperaturen in Casper (Wyoming) stiegen zwar, aber der Alcova Lake war immer noch zu kalt für irgendwelche Wasseraktivitäten. Und so war die Shopping Mall der spannendste Treffpunkt für die Jugendlichen in unserer Stadt.

»Katherines Mutter bringt uns hin ...«

»Und ich kann euch abholen«, sagte ich. Mit ihren dreizehn Jahren erlaubte ich Courtney, zusammen mit ihren Freundinnen ohne elterliche Aufsicht bummeln und essen zu gehen.

Als ich später losfuhr, um Courtney und Katherine abzuholen, kam mir die Idee, wir könnten den Abend gemeinsam verbringen. Fast Food und ein Film im Kino, das könnte für meine Tochter im Teenageralter doch ganz interessant sein. In der Woche davor hatten wir Gäste gehabt und so dachte ich, dass uns beiden ein Abend ganz für uns guttun würde.

Der Parkplatz des Einkaufszentrums war überfüllt, deshalb fuhr ich mit dem Auto direkt zum Haupteingang, wo Courtney und ich uns verabredet hatten. Eine kleine Gruppe von Teenagern stand an der Tür mit Courtney zusammen. Ich winkte ihr zu und bemerkte, dass ein paar Jugendliche zu mir herübersahen und auf mich deuteten. Die Gesichter wirkten vertraut.

Und dann traf es mich wie ein Blitz. Waren das nicht zwei Kinder von den Bowers? Mein Herz setzte einen Schlag aus. Ich war mir nicht ganz sicher. Das letzte Mal hatte ich sie vor fast sechs Jahren vor unserem alten Haus gesehen. Trotz meines momentanen Unbehagens lächelte ich weiter und winkte Courtney zu mir. Endlich fand sie mich in der Schlange der Autos und kletterte auf den Beifahrersitz unseres SUV.

»Hallo, Schatz! Habt ihr Spaß gehabt? Wo ist Katherine?«, fragte ich.

»Oh, ihre Mutter hat sie vor ein paar Minuten abgeholt. Sie wollen essen gehen, deshalb musste sie früher los.« Courtney sprach leise und ihre Stimmung wirkte sehr gedämpft für ein Mädchen, das gerade ein paar Stunden mit seinen Freundinnen verbracht hat.

»Wer waren denn die Jugendlichen, mit denen du dich unterhalten hast?«

»Ach, nur so ein paar Kids. Ein paar aus der Schule und ein paar andere, die irgendwo in Casper wohnen.« Sie schnallte sich an und starrte geradeaus. Irgendetwas war passiert. Jemand hatte etwas gesagt. Ich spürte es. Die Furcht packte mich und meine Gedanken überschlugen sich.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich.

»Mir geht's gut. Bin nur müde.«

Warum schaut Courtney mich nicht an?

»Ich dachte, wir könnten eine Kleinigkeit essen und uns einen Film anschauen. Papa kommt heute nämlich später von der Arbeit nach Hause. Hättest du Lust dazu?« Ich dachte, mein Vorschlag würde sie vielleicht aufmuntern.

»Ja! Klingt gut, können wir machen«, antwortete sie und klang dabei wieder mehr wie sie selbst.

Nachdem wir uns einen Burger geholt hatten, suchten wir uns einen Film aus, der uns beiden gefiel. Mit Popcorn und Getränken in der Hand machten wir es uns auf unseren Plätzen in der letzten Reihe gemütlich und warteten, bis es losging. Dann, wie aus heiterem Himmel, fragte sie mich plötzlich: »Mama, wie heißen meine leiblichen Geschwister?«

Diesmal setzte mein Herz gleich zwei Schläge aus.

Nun wusste ich es genau. Die beiden Teenager, die ich mit Courtney beim Einkaufszentrum gesehen hatte, waren ihre leiblichen Geschwister Steven und Ally. Sie waren ein gutes Stück gewachsen, seit ich sie das letzte Mal gesehen hatte, aber sonst hatten sie sich seit damals nicht sehr verändert. Obwohl die Frage mich überrumpelt hatte, antwortete ich mit einer Gegenfrage: »Bist du sicher, dass du dir den Film anschauen willst?

Wenn du willst, können wir auch gehen.« Mit der Popcorntüte auf dem Schoß sah ich sie an.

Sie überlegte einen Augenblick und meinte dann: »Nein. Lass uns nach dem Film reden.« Die Lichter gingen aus und wir sahen auf der Leinwand die Vorschau für einen Film, der demnächst laufen würde.

Während der ganzen Vorstellung dachte ich über Courtneys Frage nach und überlegte, ob nun der Augenblick gekommen war, in dem sie mich bat, ihr die ganze Geschichte ihrer Adoption zu erzählen.

Sie meint vielleicht, sie sei dazu bereit, aber bin ich es? Ich weiß nicht, wie ich ihr das alles sagen soll. Ich konnte mich kaum auf den Film konzentrieren, sondern verbrachte die meiste Zeit mit Gebet.

Die anschwellende Orchestermusik verkündete das Ende der Vorstellung. Als die Lichter angingen, folgte ich Courtney ins Foyer und hinaus aus dem Kino. Schweigend gingen wir zum Parkplatz, stiegen in unser Auto und schnallten uns an.

»Na, wie hat dir der Film gefallen?«, fragte ich, während ich den Motor anließ.

Ohne Vorwarnung brach Courtney in Tränen aus. Schnell nahm ich sie in den Arm. »Was ist denn los?«, fragte ich sie, während ich sie an mich drückte.

»Ich ... ich bin einfach ...« Sie schluchzte und rang nach Worten.

»Durcheinander?«, beendete ich ihren Satz.

»Ja.« Sie weinte, als würde ihr das Herz brechen.

Ich hielt sie fest in meinen Armen und flüsterte: »Ich glaube, wir sollten jetzt nach Hause fahren, in unsere Schlafanzüge schlüpfen, uns auf mein Bett setzen und reden. Was meinst du?« Ich wartete auf ihre Antwort, ohne sie loszulassen.

Unfähig zu sprechen, nickte sie und wischte sich die Tränen aus den Augen. Während wir nach Hause fuhren, wurde mir klar, dass dieser Abend unser Leben verändern würde. War Courtney wirklich bereit, die ganze Wahrheit zu erfahren? War sie bereit für die Antworten auf all die Fragen, die sie schon so lange im Herzen trug?

Ich wünschte mir so sehr, dass sie das Licht Gottes durch ihre Geschichte hindurchscheinen sah, aber zuerst würde sie von der Dunkelheit hören müssen.

War ich in der Lage, es ihr zu erzählen?

Teil eins

Die Neuen

Kapitel 1

Ein Ja, das nicht schwerfällt

Ein Tag, der das Leben für immer verändert, kündigt sich selten vorher an.

Erst im Rückblick erkenne ich, dass ein kleines Ja an einem warmen Junitag im Jahr 1996 eine ganze Flut von lebensverändernden Entscheidungen, von schier unerträglichem Schmerz und zugleich überirdischer Freude mit sich brachte. Es waren Entscheidungen, die nicht nur unsere Familie verändern würden, sondern auch mich selbst. Mein Glaube würde dermaßen herausgefordert werden, dass ich ihn kaum wiedererkennen sollte. Ich habe gelernt, dass man nie unterschätzen sollte, was Gott aus einem Ja machen kann.

Ich hatte eine Ladung Wäsche in der Waschmaschine und machte in der Küche sauber, während fröhliche Geräusche aus dem Kinderzimmer herüberdrangen. Da klingelte das Telefon.

»Hallo, Debbie, hier ist Ellen.« Die Sozialarbeiterin des Jugendamtes begrüßte mich wie üblich in einem freundlichen Tonfall. Mein Mann Al und ich waren seit vierzehn Jahren Pflegeeltern und kannten die Mitarbeiter des Jugendamtes so gut, dass wir uns mit den Vornamen anredeten.

»Ich weiß, Sie haben gerade zwei Brüder bei sich aufgenommen, die bald wieder nach Hause zurückkehren«, fuhr Ellen fort. »Könnten Sie vielleicht auch noch ein vier Tage altes Baby nehmen? Die Mutter liegt nach einem Kaiserschnitt im Krankenhaus und sie und ihr Kind wurden positiv auf Kokain getestet. Deshalb haben wir Ermittlungen angeordnet und müssen das Baby in der Zwischenzeit bei Pflegeeltern unterbringen.«

»Klar!«, antwortete ich und diese Zusage fiel mir nicht schwer.

Ich konnte es kaum erwarten, unserer zwölfjährigen Tochter Helen die Neuigkeit mitzuteilen. Helen liebte Babys und wir hatten schon lange keines mehr bei uns aufgenommen.

»Wunderbar! Wenn Sie ins Krankenhaus kommen, melden Sie sich bitte im Zimmer des Pflegepersonals im zweiten Stock.« Ellen kannte unsere Geschichte. Sie wusste, dass wir gern Säuglinge und Kleinkinder bei uns aufnahmen und auch bei Kindern, die Entwicklungsstörungen hatten, Erfolge aufweisen konnten. Alkohol- oder Drogenmissbrauch während der Schwangerschaft wirkte sich oft sehr negativ auf die betroffenen Kinder aus; sie hatten viele Probleme, die es zu überwinden galt. Drei meiner eigenen fünf Kinder wohnten noch zu Hause und folglich erhielten die kleinen Pflegekinder von verschiedenen Seiten viel Zuwendung. Genau wie Helen hatten auch die fünfzehnjährige Sadie und der zehnjährige Charles ein Herz für Kinder und waren sehr geschickt im Umgang mit ihnen. Ich war stolz darauf, wie liebevoll meine eigenen Kinder sich um die Pflegekinder kümmerten. (Elizabeth, unsere Älteste, studierte an der Texas A&M Universität und unser Sohn Jason war bei der amerikanischen Luftwaffe in Deutschland stationiert.)

Ein paar Stunden später, nachdem ich die Arbeiten im Haushalt erledigt hatte und wir alle zu Mittag gegessen hatten, fuhren Helen und ich nach Casper, eine Strecke von fünfundzwanzig Minuten.

Als wir das Krankenhaus erreichten, ging Helen schnurstracks zum Aufzug. Sobald die Türen sich öffneten, war sie drinnen. »Welches Stockwerk?«, fragte sie, während ihr Zeigefinger über den Knöpfen kreiste, bereit, sie alle zu drücken, wenn uns das schneller zu dem Baby bringen würde. Natürlich war auch ich freudig aufgeregt, aber ich machte mir auch einige Gedanken. Wie hatten sich die Drogen auf den Körper des Kindes ausgewirkt? Welche Hilfe würde es von uns brauchen?

Warum dauerte es so lange, bis der Aufzug im zweiten Stock ankam?

Endlich öffneten sich die Türen.

Eine Krankenschwester begrüßte uns am Empfangstresen. »Wir haben Sie schon erwartet. Folgen Sie mir bitte, damit ich

Ihnen alles mitgeben kann, was das Baby bei Ihnen zu Hause braucht.«

Auf der Säuglingsstation lag ein winziges Baby in einem Stubenwagen unter einer Wärmelampe. Es war in eine weiß und hellgrün gestreifte Decke eingewickelt. Helen quietschte vor Begeisterung, als sie im schwarz gelockten Haar des kleinen Mädchens eine rosa Schleife entdeckte. Sie führte einen kleinen Freudentanz auf und streichelte dem Baby dann sanft über die dunkle Stirn.

Die Pflegerin lachte. »Ihr dürft sie gleich mit nach Hause nehmen und so viel auf den Arm nehmen, wie ihr wollt. Sie braucht jede Menge Zuwendung.«

Dann reichte sie mir einen ganzen Stapel Entlassungspapiere und Anweisungen. Sie machte eine Kopie von meinem Führerschein, während ich schnell die Formulare ausfüllte.

»Die Kleine ist süß, aber ich muss Sie auch warnen«, meinte die Pflegerin schließlich in ernstem Tonfall. »Die Drogen werden sich noch einige Tage, vielleicht sogar Wochen auswirken.«

»Wie schwer sind die Symptome?«, fragte ich.

»Manchmal zittert und weint sie und lässt sich kaum trösten. Am besten ist es, wenn sie lernt, selbst damit klarzukommen. Wickeln Sie die Kleine fest in eine Decke ein und nehmen Sie sie auf den Arm. Wenn man sie hin und her schaukelt, ihr etwas vorsingt und mit ruhiger Stimme spricht, scheint sie das zu trösten.«

»Das schaffen wir schon«, versicherte ich.

Helen nickte ebenfalls, als würde sie persönlich die Verantwortung übernehmen, dass alle Anweisungen befolgt wurden. In diesem Moment kam eine andere Pflegerin herein.

»Die Mutter des Kindes würde Sie gern kennenlernen«, sagte sie zu mir.

»Dazu sind Sie nicht verpflichtet«, wandte die erste Pflegerin ein. »Wir können ihr auch alle Informationen geben, die sie haben möchte.«

»Nein«, erwiderte ich, »ich gehe zu ihr. Kann ich sie jetzt sehen?« Helen war überglücklich, dass sie solange bei dem Baby bleiben durfte.

Ich folgte der Pflegerin in ein Krankenzimmer und sah eine junge Frau mit dunklem, welligem Haar und dunkler Hautfarbe im Bett liegen, die eine Dose Mineralwasser trank.

Als sie mich sah, stellte die Frau die Dose aufs Tablett und versuchte sich aufzurichten. Sie biss die Zähne zusammen und schloss die Augen, während sie sich an der Rückenlehne des Bettes abstützte. Ich konnte ihr ansehen, dass sie noch Schmerzen von der Operation hatte.

Ich stand am Fußende des Bettes. »Hallo, mein Name ist Debra. Ich kümmere mich für eine Weile um Ihr Baby. Sie haben eine hübsche Tochter!«

»Danke«, sagte die Frau kurz angebunden, den Blick zur Seite gewandt. »Ich werde für ein paar Wochen bei meinen Eltern wohnen und möchte meine Muttermilch abpumpen und einfrieren. Wären Sie bereit vorbeizukommen und sie abzuholen?« Sie sah mich kurz an und wandte dann den Blick wieder ab. »Ich möchte unbedingt, dass sie meine Milch bekommt.«

Offensichtlich fiel es der Frau schwer, mich anzuschauen. Für sie war ich wahrscheinlich Teil des Systems, das ihr das Kind wegnahm – keine ungewöhnliche Reaktion einer leiblichen Mutter, wenn das Jugendamt sich entschied, das Kind zur Pflege wegzugeben. An ihrer Stelle hätte ich mich auch schrecklich gefühlt.

»Ich spreche mal mit der Sozialarbeiterin und frage sie, ob das in Ordnung ist«, sagte ich und lächelte in der Hoffnung, ihr klarzumachen, dass ich nicht ihre Feindin war. »Wie heißt Ihre Tochter denn?«

»Ally.« Ihre Wangen röteten sich leicht, als sie den Namen aussprach. Sie senkte den Kopf und ihre Verärgerung schien sich zu legen, während ihr die Tränen über die Wange liefen und auf die Bettdecke tropften.

Es ist schon schwer genug, mit all den Gefühlen klarzukommen, die eine Mutter nach der Geburt überwältigen. Und dann im Krankenhaus bleiben zu müssen, während das neugeborene Kind fremden Menschen übergeben wird, das muss noch schwerer sein.

»Und wie heißen Sie?«, fragte ich schließlich.

»Ähm ... Karen Bower«, antwortete sie.

»Schön, Sie kennenzulernen, Karen.« Die Pflegerin warf mir einen Blick zu und machte einen Schritt in Richtung Tür. Ich folgte ihr aus dem Zimmer zurück auf die Säuglingsstation, wo Helen dem Baby nicht von der Seite gewichen war.

»Also, packen wir zusammen und dann ab nach Hause mit euch beiden«, sagte ich mit einem Lächeln. Ich unterschrieb ein Formular auf einem Klemmbrett und die Pflegerin händigte mir meinen Führerschien wieder aus. Wir legten das Baby in den Autositz, den seine Mutter mit ins Krankenhaus gebracht hatte, und gingen zurück zum Aufzug.

Es war schon spät am Nachmittag, als wir den Parkplatz der Klinik verließen. Das Pflegepersonal hatte uns Säuglingsnahrung und eine Tüte mit Creme, Shampoo und Windelproben mitgegeben, aber Helen und ich machten noch bei einem Geschäft halt, in dem wir Strampler, Bodys und Windeln kauften.

Als wir nach Hause kamen, nahmen Sadie und Charles voller Begeisterung das Baby abwechselnd auf den Arm, während ich die Wiege aus dem Abstellraum holte und sie frisch bezog. So viele Babys hatten schon bequem in diesem Bett geschlafen. Nun war Ally dran.

* * *

Al und ich hatten unsere Aufgabe als Pflegeeltern stets gemeinsam erfüllt. Die damit verbundenen Freuden hatten wir genossen und die Herausforderungen bewältigt. Als Ally zu uns kam, hatten wir zuvor schon über 140 Kinder betreut, manche nur für eine Nacht, andere für Wochen oder Monate, einige wenige waren mehrere Jahre bei uns gewesen.

1982 haben wir das erste Mal Pflegekinder bei uns aufgenommen. Damals waren wir drei Jahre verheiratet und bildeten eine Patchworkfamilie mit drei Kindern. (Unsere beiden anderen Kinder wurden in den nächsten Jahren geboren.) Eine Beziehung zu Gott hatte keiner von uns. Al war in einer katholischen Umgebung aufgewachsen, seine Mutter war katholisch und sein Vater evangelisch-lutherisch. Zur Kirche ging seine Familie nur selten. Ich gehörte zur presbyterianischen Kirche und besuchte

als Kind häufig den Gottesdienst. Als ich älter wurde, ging meine Familie jedoch nicht mehr so regelmäßig dorthin. Ich habe meine Familie oft als »Kirchgänger mit problematischem Hintergrund« bezeichnet. Meine Eltern ließen sich scheiden, als ich acht war. Von da an gingen wir nur noch unregelmäßig zur Kirche.

Als Al und ich uns kennenlernten und heirateten, besuchten wir gelegentlich eine in der Nähe gelegene Kirche, meist zu bestimmten Anlässen wie Hochzeiten oder Beerdigungen und zu besonderen Feiertagen wie Weihnachten und Ostern. Ein wöchentliches Ereignis war unser Kirchenbesuch jedoch keinesfalls. Allerdings beteten wir mit unseren Kindern zu Tisch und beim Schlafengehen. 1980 wollte ich mich gern in der Lebensrechtsbewegung engagieren. Weil jedoch die Gemeinde, zu der wir gehörten, meine Ansichten nicht teilte, schickte ich Briefe an andere Gemeinden in unserer Umgebung, um herauszufinden, wer sich für das Lebensrecht Ungeborener einsetzte. Die einzige Gemeinde, die auf meine Anfrage antwortete, war eine kleine baptistische Gemeinde. Ich entschied mich, mit den Kindern gelegentlich dorthin zu gehen; Al kam jedoch nicht mit.

* * *

Eines Abends sahen Al und ich im Lokalfernsehen einen Werbespot, in dem unsere Stadtverwaltung dringend nach Familien suchte, die bereit waren, Kinder bei sich aufzunehmen – solche, die von ihren Eltern misshandelt oder vernachlässigt worden waren. Wir sahen uns an und waren uns sofort einig: Wir hatten ein schönes Zuhause, genug zu essen und Freiraum in unserem Herzen. All das wollten wir mit diesen Kindern teilen. Am nächsten Tag fuhr ich zu unserem Jugendamt und füllte einen Bewerbungsbogen für Pflegeeltern aus. Nach intensiven Gesprächen und einer Überprüfung unseres Zuhauses durfte unser erstes Pflegekind, ein kleiner Junge, bei uns einziehen.

In der ersten Zeit als Pflegeeltern sahen wir die Eltern, den jeweiligen Vormund und die Familienmitglieder, die eigentlich für diese unschuldigen Kinder verantwortlich waren, sehr kri-

tisch und betrachteten uns zumindest punktuell als die Retter dieser vernachlässigten und misshandelten Kinder. Wir dachten nicht über die Hintergründe dieser Misshandlungen nach. Wir nahmen einfach an, dass die Erwachsenen eben drogen- oder alkoholabhängig waren oder früher selbst misshandelt worden waren und deshalb jetzt mit ihren Kindern genauso umgingen, wie man mit ihnen umgegangen war. Oder sie hatten ein Problem mit ihrer Aggressivität, das nie behandelt worden war. In unseren Augen waren solche Eltern einfach böse, sie hatten kein Gewissen und kannten keine Grenzen. Natürlich war das eine sehr vereinfachte Perspektive und obwohl wir nicht verstanden, was Menschen dazu brachte, solche Entscheidungen zu treffen, setzten wir uns doch mit ganzer Leidenschaft ein, um den Kindern zu helfen, die unter ihren Eltern litten oder von ihnen nicht versorgt wurden.

Eines unserer ersten Pflegekinder war ein fünf Tage alter Säugling. Der kleine Junge war an einem heißen Tag von seiner Mutter im Auto zurückgelassen worden, die sich mit Drogen aus dem Staub gemacht hatte. Sie wurde gefunden und verhaftet, doch die Polizei wusste nichts von dem Kind, bis der Freund der Mutter auftauchte, um eine Kaution für sie zu bezahlen. Der Säugling überlebte nur knapp und musste einen Monat im Krankenhaus bleiben, bevor wir ihn zu uns nach Hause holen durften.

Ein anderes Baby hatte aufgrund von Misshandlungen Schädelfrakturen erlitten. Manche Kinder wurden mit Zigaretten verbrannt oder verprügelt, sodass ihre kleinen Körper blaue Flecken oder sogar bleibende Narben davontrugen. Wenn unsere Kinder sahen, wie diese kleinen, hilflosen Wesen misshandelt worden waren, waren sie empört darüber. Sie äußerten das, was wir selbst auch dachten. Ihre Reaktionen reichten von: »Wer so was tut, gehört für den Rest seines Lebens eingesperrt« bis hin zu: »Man sollte diese Leute auch mal mit Zigaretten verbrennen oder gleich erschießen«. In ihren Gedanken gab es nicht viel Gnade oder Vergebung für diese Menschen. Al und ich dachten besonders in den ersten Jahren ganz ähnlich.

Doch nach vier Jahren veränderte sich unser Leben auf dra-

matistische Weise. Al hatte ein massives Alkoholproblem und ich merkte, dass ich damit völlig überfordert war. Wir erlebten, wie unsere Ehe zerbrach, und fürchteten schon, dass die Scheidung der einzige Ausweg war. Al beschloss, sich in einer Klinik in Behandlung zu begeben, und ich merkte kurz danach, dass ich schwanger war.

Eines Sonntags, als Al noch in der Klinik war, ging ich mit unseren Kindern in den Gottesdienst und hörte eine Predigt über 5. Mose 5, wo es um »die Sünden der Eltern« geht. Gott gebrauchte diese Predigt, um mich dazu zu bewegen, dass ich auf die Knie ging und um Rettung bat. Denn ich hatte erkannt, wie die Sünden meiner Eltern, Großeltern und vergangener Generationen mein Leben beeinflusst hatten. Es ging dabei um Bitterkeit, mangelnde Vergebungsbereitschaft, Lust, Habgier und vieles mehr. Ich sah mit ganz neuen Augen, dass es diese Sünden auch in meinem Leben gab und dass Al und ich sie an die nächste Generation weitergaben, wenn dieser Kreislauf nicht unterbrochen wurde. Das Opfer Jesu durchbrach diesen Automatismus; wenn ich meine Sünden bekannte, dann würde er mich »von allem Bösen reinigen« (1. Johannes 1,9). Ich entschied mich für Jesus und betete, dass die Sünden und Belastungen meines Lebens weggenommen und durch sein Blut vergeben und gereinigt würden.

Ohne dass ich es wusste, fand Al während seiner Behandlung seinen ganz eigenen Weg zum Glauben. Als wir beide uns über das austauschten, was wir erfahren hatten, beschlossen wir, Gott zu vertrauen. Er konnte in uns neues Leben schaffen und unsere Ehe erneuern. Nach der Geburt von Charles gaben Al und ich bei einem Familientreffen vor allen Anwesenden unsere Entscheidung für Jesus bekannt. Seit seiner Entziehungskur hat Al keinen Alkohol mehr angerührt und lebt sein Leben für Christus. Seitdem hat Gott uns in viele herausfordernde Situationen geführt, durch die unser Glaube gewachsen ist, und er hat uns in seinen Dienst berufen.

Als wir den Zusammenhang von Sünde, Sündenbekenntnis, Vergebung und geistlichem Wachstum verstanden hatten, erkannten wir, dass wir nicht nur für das seelische und physische

Wohl unserer Kinder und Pflegekinder verantwortlich waren, sondern auch für das geistliche. Das veränderte einfach alles. Es war unsere Aufgabe, diesen Kindern die Wahrheit zu vermitteln, die auch sie und vielleicht sogar ihre Familien frei machen konnte. Wir konnten unseren Teil dazu beitragen, dass andere Menschen mit Christus in Berührung kamen, egal wie viel oder wie wenig Zeit wir mit jedem einzelnen Kind verbrachten. Wir waren dazu aufgerufen, auf jede erdenkliche Weise von der Hoffnung in Christus weiterzuerzählen. Daraufhin wurde der Gottesdienstbesuch am Sonntag für uns als Familie zur Regel, das Gebet nahm in unserem Alltag eine zentrale Stelle ein und wir lasen unseren Kindern regelmäßig Geschichten aus der Bibel vor.

Darüber hinaus erkannten wir, dass wir die Liebe Gottes auch an die Menschen weitergeben sollten, die in unseren Augen alles andere als liebenswürdig erschienen – an Eltern, die ihre Kinder misshandelten und vernachlässigten. Aber wie sollte ich es schaffen, diese Eltern zu lieben? Ich musste akzeptieren, dass ich ihnen nicht überlegen war – dass wir alle vor Gott Sünder sind. Ich wusste es nicht, aber ich setzte alles daran, dass Gott dieses Wunder in mir bewirken konnte. Und mir war auch klar, dass wirklich ein Wunder nötig war, um in meinem Herzen diese Liebe, Vergebungsbereitschaft und Gnade zu spüren.

Ich kam auf diesem Weg einen riesigen Schritt voran, als ich eine Bibelarbeit für das Zentrum für Schwangerschaftskonfliktberatung vorbereitete. Ich wollte einigen unserer Klientinnen helfen, mit dem sexuellen Missbrauch, den sie erlitten hatten, fertigzuwerden. Ich selbst war in jungen Jahren ebenfalls Missbrauchsoffer geworden und wünschte mir, dass Gottes Wahrheit mich verwandelte. Während ich diese Bibelarbeit vorbereitete, zeigte Gott mir, dass er es ist, der die Antworten hat, und es ohne ihn kein echtes Verstehen und keine Hoffnung auf Heilung gibt. Diese Bibelarbeit zum Thema »Heimliche Sünden« wurde im Selbstverlag gedruckt und von verschiedenen Organisationen in der Beratung Betroffener verwendet.

Als Al und ich unsere persönliche Begegnung mit Jesus hatten und mit seiner Vergebung und der Bibel in Berührung ka-

men, wollten wir uns gegenseitig dazu ermutigen, auch gegenüber den Eltern, die ihre Kinder misshandelten, ein vergebendes Herz zu haben. Durch unsere Bekehrung veränderte sich aber unsere natürliche Reaktion der Wut und des Wunsches nach Vergeltung nicht von heute auf morgen. Es blieb ein Kampf.

Natürlich wurde es für uns dadurch auch nicht einfacher zu ertragen, dass Kinder von ihren eigenen Eltern verletzt wurden, und wir waren jedes Mal innerlich aufgewühlt, wenn ein Kind wieder nach Hause geschickt wurde, weil die Mutter oder der Vater alle gerichtlichen Auflagen erfüllt hatte. Besonders tragisch war, dass sexuell missbrauchte Kinder häufig zu einem Elternteil zurückgeschickt wurden. Das hatte sie zwar nicht selbst missbraucht, würde die Kinder aber wahrscheinlich nicht vor dem nächsten Missbrauchsversuch schützen. Irgendwann mussten wir schließlich erkennen, dass wir das fehlerhafte System nicht verändern konnten, sondern dazu berufen waren, im Leben dieser Kinder und Eltern so lange zu wirken, wie Gott es uns erlaubte. Wir durften liebevoll für sie sorgen und sie mit einem anderen Lebensstil vertraut machen. Wir lernten, unseren Kindern zu erklären, dass solche Dinge in der Welt geschehen und wir nur den Part übernehmen können, zu dem wir berufen sind.

Erst viel später sollte ich erfahren, dass Gott auch das Unmögliche Wirklichkeit werden lassen kann, wenn er uns zu einer scheinbar unmöglichen Aufgabe beruft.

* * *

Die nächsten vierundzwanzig Stunden mit unserem neuen kleinen Gast vergingen wie im Flug. Wenn Ally wach war, hatte immer irgendjemand sie auf dem Arm.

Glücklicherweise zeigte sie keine Anzeichen einer Entwicklungsstörung. Vom ersten Tag an war sie aktiv und reagierte auf jede Zuwendung. Allerdings hatte sie Entzugerscheinungen, die mehrmals auftraten. Dann riss sie die Augen auf, schlug mit ihren kleinen Armen um sich, so als hätte sie vor etwas Angst, und fing an zu weinen. Manchmal zitterte sie und schüttelte

sich, was weitere Tränen hervorrief. Wir taten unser Bestes, um sie zu beruhigen, legten ihr eine Wärmflasche auf den Bauch, trugen sie herum oder sangen ihr etwas vor. Das mochte sie besonders gern. Beim Singen schaute sie mich an und spitzte die Lippen, als wollte sie mitsingen.

Einen Tag nachdem wir Ally zu uns in unser bescheidenes Landhaus in der Goose Egg Road geholt hatten, bekam ich einen weiteren Anruf von Ellen.

»Das Baby, um das Sie sich kümmern, hat Geschwister, die ebenfalls Pflegeeltern brauchen. Die Eltern der Mutter haben schon das älteste Kind bei sich aufgenommen, aber sie können nicht alle Kinder nehmen.«

»Wie viele sind es denn?«, fragte ich. Ich hatte vier Betten für Pflegekinder, denn die beiden kleinen Brüder, um die wir uns gekümmert hatten, waren wieder zu ihrer Mutter zurückgekehrt.

»Vier«, antwortete Ellen. »Ein sechsjähriger Junge, zwei Mädchen, vier und fünf Jahre alt, und noch ein Junge, drei Jahre alt. Wenn Sie dazu bereit sind, dann könnten die Kinder im Lauf der nächsten Woche zu Ihnen kommen. Sie leben im Moment verstreut bei verschiedenen Familienangehörigen. Können Sie alle vier bei sich aufnehmen?«

Ich wusste, dass ich mich mit Al nicht abstimmen musste, weil er mit meiner Antwort einverstanden sein würde. Schon vor längerer Zeit waren wir übereingekommen, dass unsere Tür immer für weitere Kinder offen stand, solange wir freie Betten hatten.

»Auf jeden Fall! Bringen Sie sie alle her!«

Wieder ein scheinbar einfaches Ja.

Kapitel 2

Das Zuhause in der Goose Egg Road

Unser Wohnzimmer war von fröhlichem Gelächter erfüllt, als die Bower-Kinder innerhalb einer Woche wieder vereint waren und sich in die Arme fielen. Andrew, drei Jahre alt, kam als Erster, gefolgt von Kyle (sechs) und Kyra (fünf). Am 30. Juni schließlich wurde die Familie durch die Ankunft von Hannah, vier Jahre alt, vervollständigt.

Als wir das fröhliche Wiedersehen mit Hannah beobachteten, sahen Al und ich uns an. Wir beide wussten: Es waren Momente wie diese, die die Aufnahme von Geschwistergruppen zu einem erfüllenden Erlebnis machten. Die Kinder waren außer sich vor Freude, dass sie wieder alle zusammen sein konnten. Doch nun kam der krönende Augenblick. Ich ging ins Schlafzimmer, holte das schlafende Baby und brachte es ins Wohnzimmer.

»Das ist eure neue kleine Schwester«, flüsterte ich Hannah zu und kniete mich hin, damit sie die Kleine besser sehen konnte. »Sie heißt Ally.« Hannahs Augen leuchteten. Staunend streichelte sie die winzige Hand ihrer kleinen Schwester.

Es war immer unsere oberste Priorität, dass wir unsere Pflegekinder herzlich willkommen hießen und ihnen das Gefühl der Zugehörigkeit vermittelten, wenn wir sie zu uns nach Hause brachten. Die Bower-Kinder bildeten hier keine Ausnahme. So wie wir es mit ihren Geschwistern ein paar Tage zuvor gemacht hatten, zeigten wir nun auch Hannah ihr neues Zimmer – einen gemütlichen Raum im Erdgeschoss, den wir »das kleine Zimmer« nannten und in dem vier Kinderbetten standen. Andrew

erklärte Hannah, welches Bett wem gehörte, und hopste in Nullkommanichts auf seinem eigenen Bett herum, das in der Ecke stand, sodass wir ihn bremsen mussten. Glücklicherweise ließ er sich durch die Ankündigung von Keksen dazu verlocken, mit uns allen in die Küche zu kommen.

Unsere eigenen drei Kinder, die noch zu Hause wohnten – Sadie, Helen und Charles – kannten diese Abläufe schon. Sie wussten, es ging jetzt darum, dass die neuen Pflegekinder sich wohlfühlten. Ally wurde durch den Trubel im Raum wach und so machte Helen ihr ein Fläschchen und fütterte sie, während wir anderen plauderten und Schokoladenkekse knabberten.

Am Abend, als alle im Bett lagen, ging ich wie gewöhnlich von Kind zu Kind, um mit ihnen zu beten. Hannah kam erst zum Schluss an die Reihe, damit sie zusehen konnte, wie ich mit all ihren Geschwistern betete. Schließlich kniete ich neben ihrem Bett nieder. »Hannah, bei uns zu Hause beten wir und ich würde jetzt gern auch für dich beten. Ist das in Ordnung?«

Sie nickte.

»Lieber Gott, danke, dass du Hannah zu uns nach Hause gebracht hast, damit wir ihr deine Liebe zeigen können. Hilf ihrer Mama, dass sie dich auch kennenlernt, damit sie für ihre Kinder die allerbeste Mama sein kann. Wir lieben dich, Herr. Amen.«

Als ich das Gebet beendet hatte, gab ich Hannah einen Kuss auf die Stirn, so wie ich es auch bei ihren Geschwistern getan hatte. Später am Abend tat ich dasselbe auch für unsere eigenen Kinder und legte mich dann selbst auch hin.

Bevor ich einschlief, betete ich still und dankte Gott, dass er die Bower-Kinder zu uns gebracht hatte. Ich bat ihn, dass sie durch uns seine Liebe erfuhren. Das erinnerte mich an Brandon, einen kleinen Jungen, den wir mehrere Jahre zuvor bei uns aufgenommen hatten.

* * *

Als die Sozialarbeiterin uns das erste Mal wegen Brandon anrief, erklärte sie, dass er zwar erst fünf sei, aber schon in mehreren Heimen gewesen war, weil seine Mutter nicht mit ihm klarkam.

»Im Moment nimmt er drei Medikamente ein. Wir arbeiten mit einem Therapeuten und einem Arzt hier vor Ort zusammen und versuchen, seine Medikamente so einzustellen, dass er wieder nach Hause kann. Wären Sie bereit, ihn solange bei sich aufzunehmen?«

»Natürlich. Bringen Sie ihn her und wir werden sehen, was wir tun können«, antwortete ich.

Brandon sah aus, als sei er direkt aus einem Märchenbuch entsprungen. Er hatte kurzes blondes Haar, das sauber gescheitelt war, und auf seiner süßen kleinen Nase prangten Sommersprossen.

»Eines sollten Sie noch über Brandon wissen«, sagte die Sozialarbeiterin, bevor sie wieder ging. »Er will nicht, dass ihn jemand anfasst. Sie dürfen dieses Kind also nicht berühren.«

Brandon hatte gelernt, sich selbst die Haare zu kämmen, nachdem sie gescheitelt worden waren. Als ich ihm das erste Mal einen Scheitel zog, war ich extrem vorsichtig, ihn ja nicht mit den Händen zu streifen. Als ich ihn ein paarmal versehentlich berührte, wich er heftig vor mir zurück.

Zu jener Zeit hatten wir zwei Mädchen in Pflege, die in dem »kleinen Zimmer« im Erdgeschoss wohnten. Darum stellten wir Brandons Bett ins obere Stockwerk in das Zimmer von Charles, wo wir noch zwei weitere kleine Jungen untergebracht hatten. Wir mussten die Möbel ein wenig umstellen, damit Brandon in sein Bett klettern konnte. Er weigerte sich jedoch, sich ins Bett zu legen, wenn es nicht in der Mitte des Raumes stand, weit entfernt von den anderen.

An Brandons erstem Abend sah er mir dabei zu, wie ich die anderen Jungs nacheinander zudeckte, neben ihrem Bett niederkniete, ihnen die Hand auf Stirn, Brust oder Arm legte und für sie betete. Dann gab ich ihnen jeweils einen Kuss auf die Stirn, bevor ich zum nächsten Kind ging. Brandon beobachtete jede meiner Bewegungen ganz genau, mit äußerst besorgter Miene, wie ich feststellen musste. Als ich für alle anderen gebetet hatte, trat ich an Brandons Bett. Während ich ihn zudeckte, hob er die Arme und legte sie dann ganz steif links und rechts von sich auf die Bettdecke. Dabei sah er mich mit einem forschenden Blick an.

»Brandon, bei uns zu Hause beten wir«, erklärte ich ihm in einem fast flüsternden Tonfall. Ich hatte mich nicht neben sein Bett gekniet, sondern war stehen geblieben. »Ist es in Ordnung, wenn ich auch für dich bete? Ich werde dich dabei nicht berühren.«

Er sah mich schweigend an. Ich hielt meine Hand in weitem Abstand über seine Brust und schloss die Augen. »Lieber Jesus, danke, dass du Brandon zu uns gebracht hast. Danke, dass er hier sicher ist. Hilf ihm, keine Angst zu haben, und lass ihn wissen, dass du ihn liebst. Schenke ihm heute Nacht schöne Träume. Amen.«

Als ich die Augen wieder öffnete, standen seine weit offen und er sah mich intensiv an. »Gute Nacht, Brandon.« So gern ich ihm auch einen Kuss auf die Stirn gegeben hätte, ließ ich es doch lieber sein, lächelte ihm nur zu und verließ das Zimmer.

Ich hatte keine Ahnung, was Brandon in seinen ersten fünf Jahren erlebt hatte. Ich konnte ihn nur der Liebe Gottes anbefehlen und darauf vertrauen, dass mein Vater im Himmel mir half, diesen kleinen Jungen so zu lieben, wie er es tat. Abend für Abend wiederholte ich dasselbe Ritual und Brandon beobachtete jede meiner Bewegungen.

Nach einer gewissen Zeit beschloss ich, mich neben sein Bett zu knien, aber immer noch Abstand zu ihm zu halten. »Du hast ja gesehen, wie ich die anderen Kinder berühre, wenn ich für sie bete«, begann ich. »Das tue ich, weil ich gern möchte, dass sie meine Liebe und die Liebe von Jesus spüren können. Ich werde dich nicht berühren, sondern nur meine Hand hier über dich halten.«

Ich hielt meine Hand etwa dreißig Zentimeter über seine Brust. »Ist das so in Ordnung?«, fragte ich ihn und er nickte.

Doch eines Abends, als ich wieder mit geschlossenen Augen betete und meine Hand so ungefähr zehn Zentimeter über seiner Brust schwebte, spürte ich plötzlich seine Hand auf meiner. Er drückte meine Hand sanft nach unten, bis sie auf seiner Brust ruhte. Die Tränen schossen mir in die Augen, aber ich versuchte mich zu beherrschen und mit ruhiger Stimme weiterzusprechen. Ich konnte spüren, wie sein kleines Herz schlug,

als ich sagte: »Bitte, Herr, rühre du Brandons Herz an. Lass ihn erkennen, wie sehr du ihn liebst.«

Ich machte die Augen auf und sagte: »Amen.« Brandon sah mich direkt an, dabei lag seine Hand immer noch auf meiner. Eine Weile schauten wir uns gegenseitig an und dann tätschelte ich seine Hand mit meiner anderen Hand. »Gute Nacht, Brandon.«

Am liebsten hätte ich getanzt, gesungen und alle im Haus aufgeweckt, um ihnen diesen atemberaubenden Durchbruch zu verkünden, doch ich musste meinen Jubel für mich behalten und schlüpfte leise aus dem Zimmer.

Am nächsten Abend kniete ich neben Brandons Bett nieder und hielt meine Hand wieder nur ein paar Zentimeter über seine Brust. Dieses Mal legte er seine Hand auf meine, noch bevor ich die Augen geschlossen hatte; er drückte sie auf seine Brust und ließ seine Hand auf meiner liegen, während ich betete. So ging es noch ein paar Abende weiter.

Und schließlich, am Ende der Woche, als ich meine Hand sanft unter seiner hervorzog, tippte sich Brandon plötzlich auf die Stirn und sah mich erwartungsvoll an. Zuerst verstand ich nicht, was er wollte.

»Was ist, Brandon?«

Wieder tippte er sich an die Stirn und meine Augen füllten sich mit Tränen. *Er will, dass ich ihm einen Kuss gebe.*

»Erlaubst du mir, dass ich dich auf die Stirn küsse?«, fragte ich.

Er nickte und ich folgte seiner Bitte. Von nun an endete jedes Abendgebet in all den Monaten, in denen Brandon bei uns lebte, damit, dass ich dem Jungen, den niemand berühren durfte, einen Gutenachtkuss auf die Stirn gab.

Für unsere Kinder und unsere Pflegekinder zu beten, war schon immer eine große Verantwortung und eine große Ehre für mich gewesen, doch Brandon lehrte mich, dass dies auch ein großer Vertrauensbeweis seitens der Kinder war.

Herr, betete ich still, während ich in den Armen meines Mannes lag und an Brandon dachte, gebrauche unsere Familie und zeig doch bitte Kyle, Kyra, Hannah, Andrew und Ally deine Liebe. Lass sie erkennen, dass sie zutiefst geliebt sind.

Der Juli war ein wunderbarer Monat für die Bower-Kinder, um sich bei uns einzuleben. Die Sommerferien hatten begonnen und so standen Helen, Sadie und Charles zur Verfügung, um mir mit den Kleinen zu helfen. Im Lauf der Jahre hatten wir herausgefunden, dass es unseren Pflegekindern enorm half, sich als Teil unserer Familie zu fühlen, wenn sie je nach Alter und Fähigkeiten etwas zum Familienleben beitragen konnten, indem sie kleine Aufgaben übernahmen.

Meine eigenen Kinder brachten ihnen bei, wie bestimmte Arbeiten erledigt werden mussten. Alle Kinder machten morgens ihre Betten und räumten die Zimmer auf. Bald schon hatten sie auch gelernt, dass es zur täglichen Morgenroutine gehört, sich die Zähne zu putzen, die Haare zu kämmen und sich anzuziehen. Kyra und Hannah halfen unseren Töchtern Helen und Sadie dabei, die Schmutzwäsche aus den Zimmern zu holen und die Kleidungsstücke nach der Wäsche zusammengelegt wieder zurückzubringen und sie dem jeweiligen Kind aufs Bett zu legen. Kyle und Andrew leerten gemeinsam mit Charles im ganzen Haus die Mülleimer, fegten die Garage und die Terrasse und saugten das Haus. Der dreijährige Andrew liebte das Staubsaugen. Sein Gesicht leuchtete stolz, während er das Gerät hin- und herschob. Er kam zwar nicht sehr weit, aber den kleinen Bereich, der ihm zugeteilt war, machte er gut sauber. Nach den Mahlzeiten räumten die Kinder den Tisch ab und Helen und Sadie halfen mir, die Küche wieder in Ordnung zu bringen.

Jede Woche verteilte ich die Aufgaben etwas anders, damit alle Kinder lernten, was zu tun war, wenn man sein Haus sauber und ordentlich halten wollte. Weil alle die ganze Woche über mithalfen, ging der Hausputz am Samstagmorgen nach dem Familienfrühstück recht schnell vonstatten. Am Ende der Woche erhielt jedes Kind für die getane Arbeit ein kleines Taschengeld. Ich konnte es den Bower-Kindern ansehen, wie stolz sie waren, als ich ihnen das erste Mal die »Belohnung« für ihren Fleiß aushändigte.

Danach hatten sie ganz offensichtlich noch mehr Freude an

ihren Aufgaben. Es stärkte ihr Selbstbewusstsein, dass sie genau wie alle anderen in der Familie etwas zu erledigen hatten. So gingen wir im Lauf der Jahre mit allen unseren Pflegekindern um, sofern sie nicht zu klein waren, um ihren Teil beizusteuern. Für viele war unser Zuhause das erste, das sie kannten, in dem alle, Erwachsene und Kinder, Pflichten übernahmen und lernten, Verantwortung für sich selbst zu übernehmen.

Al und ich erklärten ihnen, dass unser Beruf, den wir außerhalb des Hauses ausübten, auch ein Teil unserer Aufgaben als Erwachsene war. Al arbeitete viele Stunden in einem Veranstaltungszentrum in Casper, wo er für das Catering verantwortlich war. Ich war an mehreren Tagen in der Woche in einer christlichen Schwangerschaftskonfliktberatung für Frauen tätig. Seit fast zehn Jahren leitete ich dieses Zentrum schon, das ich ein Jahr, nachdem ich Christin geworden war, gegründet hatte.

Außerdem half ich ehrenamtlich als Laienseelsorgerin in einer Vollzugsanstalt unseres Bezirks mit, die knapp zwanzig Kilometer von unserem Zuhause entfernt war. Ich stand dort nicht nur für Gespräche zur Verfügung, die von den Insassen gewünscht wurden, sondern hielt auch alle zwei Wochen eine Bibelstunde für die Strafgefangenen, bevor sie zur Arbeit gingen. Mehrmals im Jahr fuhr ich außerdem zu einer Strafanstalt für Frauen in Lusk, die etwa 160 Kilometer entfernt war, und hielt dort Vorträge. Gott hatte mir ein Herz für Strafgefangene geschenkt.

Bei allen Mahlzeiten – ob zu Hause oder im Restaurant – fasste unsere Familie sich an den Händen und dankte dem Herrn für alles Gute und das Essen, das er uns geschenkt hatte. Nach den ersten Wochen bei uns zu Hause war es Andrew, der das »Beddn« übernehmen wollte, sooft er die Gelegenheit dazu bekam. Er war auch immer der Erste, der denen, die neben ihm saßen, die Hände reichte. Dann lächelte er stets und sagte: »Lasst uns beddn.«

Ich kaufte Sommerkleidchen für Hannah und Kyra und schicke Hemden für die Jungs, die sie sonntags zum Gottesdienst tragen konnten. Ein paar Sonntage blieben sie mit uns im Hauptgottesdienst sitzen, bis sie bereit waren, in den

Kindergottesdienst zu gehen. In unserer Gemeinde wurde man immer mit einer freundlichen Umarmung begrüßt und die Kinder reagierten dankbar auf die Wärme und Zuneigung, die sie dort empfangen.

Den Sommer über gingen wir oft mit den Kindern ins Schwimmbad, machten Picknicks auf dem Casper Mountain, grillten in unserem Garten oder sie liefen durch den Rasensprenger. Abends sahen wir zusammen fern und vertilgten jede Menge Popcorn. Die Kinder quietschten vor Vergnügen, als das Feuerwerk zum Unabhängigkeitstag am 4. Juli den ganzen Himmel über unserer Stadt erleuchtete und wir uns gemeinsam den jährlichen Festumzug von Casper ansahen. Die Straßen waren gesperrt und die meisten Geschäfte blieben an jenem Tag bis mittags geschlossen. Die Einwohner von Casper säumten die malerischen Straßen der Innenstadt.

Nach der Parade fanden in Casper wie jedes Jahr der Jahrmarkt und das Rodeo von Zentralwyoming statt. Die Bower-Kinder waren noch nie zuvor auf dem Jahrmarkt gewesen und sie freuten sich unbändig darüber, dass wir jeden Tag dorthin gingen. Sie genossen das Karussellfahren und aßen Zuckerwatte, sie lachten und jubelten den Cowboys zu, die auf Bullen und Pferden Rodeo ritten, und den Cowgirls, die beim Tonnenreiten in der Arena gegeneinander antraten. Ich selbst war auch mit großer Begeisterung dabei.

Eines Morgens, als die meisten von uns noch am Frühstückstisch saßen, kam Kyle in die Küche gelaufen und rief: »Da draußen stehen riesige Pferde in unserem Vorgarten!« Sofort rasten alle aus der Küche zur Haustür.

Das müssen wohl wieder die Percherons sein.

Tatsächlich hatten es die beiden Kaltblüter unserer Nachbarn wieder einmal geschafft, aus dem Stall auszubrechen und auf unser Grundstück zu kommen. Während ich die Nachbarn anrief, schlichen sich die Bower-Kinder nach draußen, um die beeindruckenden Tiere aus der Nähe zu betrachten. Helen sorgte dafür, dass alle genügend Abstand hielten und nur ganz leise redeten.

Charles dachte sich gern fantasiereiche Spiele im Freien aus

– Verstecken, Räuber und Gendarm, Cowboy und Indianer – und führte die kleine Truppe auf unserem vier Hektar großen Grundstück bei allerlei Expeditionen an. Beim Mittagessen unterhielten uns die Kinder mit ihren Berichten über Tiere, die sie entdeckt hatten: schwebende Adler und grasende Hirsche und Antilopen. Abends saßen wir im Garten, schauten uns den Sternenhimmel an und lauschten auf das Heulen der Kojoten. Ich freute mich, dass die Kinder das Leben auf dem Land so spannend fanden und darüber staunten.

* * *

Wie bei den meisten unserer Pflegekinder benahmen sich die Bower-Kinder in den ersten Wochen vorbildlich, doch dann begann die Zeit, in der sie ihre Grenzen austesteten. Allerdings war ihr Verhalten nicht ungewöhnlich. Sie zankten sich um Spielsachen, gelegentlich wurde jemand aufbrausend oder warf einem anderen Kind eine Gemeinheit an den Kopf – doch unsere jahrelange Erfahrung hatte uns gelehrt, solche Dinge gelassen hinzunehmen. Wir blieben ruhig, korrigierten das unerwünschte Verhalten sofort und machten deutlich, was bei uns zu Hause okay war und was nicht. Dann kehrten wir wieder zur Tagesordnung zurück und hofften das Beste. Die eigene Erfahrung war uns ein guter Lehrmeister gewesen und unsere eigenen Kinder standen uns bei all diesen Bemühungen stets zur Seite.

In all den Jahren hatten wir es auch immer wieder mit sehr problematischen Kindern zu tun gehabt, deren Verhalten teilweise sehr gestört war. Im Vergleich dazu waren die Bower-Kinder als Geschwistergruppe sehr kooperativ und passten sich gut an.

Es war auch sehr hilfreich, dass die Bowers alle jünger waren als unsere eigenen Kinder. In unserer Anfangszeit als Pflegeeltern hatten wir auch Kinder bei uns aufgenommen, die älter waren, sogar Teenager. Doch wir mussten die schwierige Erfahrung machen, dass es für unser Familienleben nicht förderlich war, wenn diese älteren Kinder einen negativen Einfluss auf unsere

Kinder hatten. In einem Sommer hatten wir fünf Mädchen im Teenageralter bei uns aufgenommen. Eines davon machte uns ständig Probleme und wurde von unseren Kindern und von den anderen vier Teenagern deswegen ausgegrenzt. Keiner mochte dieses Mädchen besonders. Al und ich hielten es für eine gute Idee, sie alle für eine Woche auf eine christliche Freizeit zu schicken. Wir sagten ihnen, dass sie sich dort gut benehmen müssten; wenn eine von ihnen aufgrund ihres Fehlverhaltens nach Hause geschickt würde, dann müsste sie anschließend in eine andere Pflegefamilie. Wir dachten, dass dies für die anderen vier eine ernste Warnung sei. Doch anscheinend war das keine unserer klügsten Entscheidungen. Tatsächlich wurde eines der Mädchen nach Hause geschickt, allerdings nicht das problematische. Traurig mussten wir mit ansehen, wie es unser Zuhause wieder verließ.

Ein anderes Mal hatten wir ein Mädchen im Teeniealter für mehrere Jahre bei uns aufgenommen und eine enge Beziehung zu ihm aufgebaut. Eines Tages aber lief es mit Freunden aus der Highschool weg und tauchte in einem anderen Bundesstaat wieder auf. Wir waren am Boden zerstört. Unsere Kinder waren tief verletzt und wir alle fühlten uns abgewiesen von dem Mädchen, das wir geliebt hatten und von dem wir gedacht hatten, dass es sich bei uns wohlfühlte. Wieder ein anderes Mal kletterten mehrere Mädchen im Teenageralter eines Nachts aus dem Fenster und trafen sich mit Jungen. Als sie um zwei Uhr morgens von der Polizei nach Hause gebracht wurden, erklärten sie uns, auf unserer Liste mit Verhaltensregeln hätte ja nicht draufgestanden, dass sie so etwas nicht tun durften.

Manche ältere Kinder fügten sich gut in unsere Familie ein und andere nicht und so mussten wir eine Entscheidung treffen, wie viel wir unserer Familie zumuten wollten. Schmerz und Enttäuschung sind ein ganz realer Bestandteil des Lebens als Pflegeeltern. Wir lernten, dass die Liebe mal nachsichtig und mal konsequent sein muss. Doch diese Konsequenzen wirken sich auf die ganze Familie aus, nicht nur auf diejenigen, die diese Strafe trifft. Wir wollten nicht, dass unsere Kinder darunter litten, wenn die älteren Kinder ihre schwierigen Lektionen lern-

ten. Nachdem wir also in der Anfangszeit als Pflegeeltern eine Reihe von solchen problematischen Situationen erlebt hatten, trafen wir die Entscheidung, künftig nur noch Kinder bei uns aufzunehmen, die jünger waren als unsere eigenen Kinder, und das erwies sich als eine sehr hilfreiche Grenze.

Wir waren schon mehrere Jahre als Pflegeeltern tätig gewesen und hatten auch einige schwierige Kinder bei uns aufgenommen und erlebt, wie sich ihre Situation durch das liebevolle Miteinander im Alltag, durch das Einhalten von Regeln und den strukturierten Tagesablauf verbesserte. Das führte dazu, dass wir eine Weiterbildung machen durften, die uns spezielle Kenntnisse und Fähigkeiten vermittelte. Von da an durften wir auch Kinder mit Entwicklungsstörungen bei uns aufnehmen und Neugeborene, die durch den Alkohol- oder Drogenkonsum ihrer Mutter geschädigt waren. Nun waren wir so ausgebildet, dass wir auf ihre besonderen Bedürfnisse eingehen konnten. Wir lernten, diesen Kindern, wo nötig, Grenzen zu setzen und uns fremde Hilfe zu holen, wenn wir bei einem Kind keinerlei Fortschritte beobachten konnten.

Als der entspannte Sommer sich dem Ende neigte, informierte uns das Jugendamt darüber, dass wir die Bower-Kinder mindestens bis zum Herbst bei uns behalten würden. Also gingen wir einkaufen und besorgten das Schulmaterial für das Schuljahr 1996/97 sowie Kleidung für alle Kinder. Die nächste Herausforderung, die sich uns stellte, war die organisatorische Planung für die morgendlichen Abläufe und für die Fahrten zur Schule und zur Betreuung. Sadie ging in die Oberstufe der High-school, Helen in die Mittelstufe und Charles war in der sechsten Klasse der Grundschule. Auch die beiden ältesten Bower-Kinder Kyle und Kyra besuchten die Grundschule, jedoch eine andere als Charles. Da die beiden schon genug Veränderungen in ihrem Leben gehabt hatten, wollten wir, dass sie in ihrer alten Schule blieben. Dort kannten sie die Lehrer und sie hatten ihre Freunde. Vormittags besuchte Hannah eine Vorschulgruppe im Zentrum von Casper, während Andrew und Ally bei unserer von allen innig geliebten Tagesmutter Starla blieben. Morgens, wenn die Pausenbrote eingepackt und die Schulranzen überprüft wa-

ren, zwängten sich alle Kinder in unseren blauen Toyota-Van und ich begann meine alltägliche Runde.

Nachdem ich die Kinder an den verschiedenen Stationen abgesetzt hatte, ging ich zur Arbeit im Zentrum für Schwangerschaftskonfliktberatung. Um die Mittagszeit holte ich Hannah ab und brachte sie zu Starla, wo sie mit ihren Geschwistern bis zum Abend blieb. Nach der Arbeit drehte ich wieder meine Runde und holte alle Kinder ab – von der Tagesmutter bis zur Highschool – und fuhr nach Hause. Es war ein wirklich ausgeklügeltes System – solange niemand krank wurde.

Die frühen Herbstmonate mit den Bower-Kindern verliefen so reibungslos wie der Sommer. Die gelegentlichen kleinen Streitereien unter den Geschwistern konnten schnell beigelegt werden. An Schultagen waren alle abends noch mit Hausaufgaben beschäftigt und an den Wochenenden machten wir Brettspiele und sahen gemeinsam fern. Ab und zu kam Elizabeth für ein verlängertes Wochenende vom College nach Hause und nahm die Kinder in unserem alten Pick-up mit auf eine wilde Fahrt auf der mit Salbeisträuchern überwucherten Prärie unseres Grundstücks. Wir konnten sie alle lachen und johlen hören, bis nach Einbruch der Dunkelheit die Scheinwerfer des Fahrzeugs aufflammten und bei jeder Kurve und jedem Erdhügel, den es überquerte, auf und ab hüpfen. Obwohl Jason bei der Luftwaffe war und Elizabeth zum College ging, gesellten sich die beiden zu allen anderen Kindern, schnappten sich ein Kissen und Popcorn und schauten mit ihnen abends gemeinsam Videos.

Die Zeit mit unseren Pflegekindern lehrte uns, dass vertraute familiäre Abläufe mit klaren Erwartungen und einer gesunden Portion Liebe und Lachen unser Zusammenleben viel einfacher machten.

* * *

Die Bower-Kinder waren immer noch bei uns, als der Dezember kam. Die ersten Schneeflocken fielen und wir gingen wieder einkaufen, diesmal warme Winterjacken und Schneehosen. Beim ersten richtigen Schneesturm wurde aus unserem »Sonnen-

zimmer« das »Matschzimmer«, voll mit sauberlich aufgereihten Stiefeln und Handschuhen, Mützen und Schals, die an den Haken hingen.

Am ersten Samstag im Dezember holte Al die Kisten mit der Weihnachtsdekoration aus der Garage und brachte sie ins Wohnzimmer. Als die Kinder eine nach der anderen öffneten, verbreitete sich bei uns eine Atmosphäre von Weihnachten.

»Weihnachten kommt!«, jubelte Hannah.

Ich schaute voller Freude zu, wie die kleinen Hände glänzende Kugeln, Girlanden und Lichter auspackten und die Kinder zu Weihnachtsliedern aus dem Radio tanzten. Den ganzen Tag verbrachten wir damit, unser Haus für den festlichen Monat, der vor uns lag, zu schmücken.

»Bekommen wir auch einen Weihnachtsbaum?«, fragte Hannah meinen Mann.

»Na klar! Morgen holen wir ihn«, antwortete er, während er versuchte, die Lichterketten zu entwirren.

»Wollt ihr alle mithelfen, ihn zu schmücken?« Ich schaute Hannah und die anderen Kinder an.

»Ja!«, lautete die einstimmige Antwort.

Irgendwie gehören Weihnachten und Kinder einfach zusammen. Als ich ihre leuchtenden Gesichter sah, stellte ich den Kindern eine Frage: »Wisst ihr eigentlich, worum es an Weihnachten geht?«

»Ja, da kommt der Weihnachtsmann und bringt uns Spielsachen«, antwortete Hannah.

»Ja, das gehört zu Weihnachten, aber es ist nicht der wahre Grund für Weihnachten. An Weihnachten hat nämlich jemand Geburtstag. Wisst ihr, wer das ist?«

Verständnislos schauten sie mich an.

»Es ist der Geburtstag von Jesus, der wichtigste Geburtstag auf der ganzen Welt. Habt ihr schon einmal etwas über den Geburtstag von Jesus gehört?«

Die Bower-Kinder sahen einander fragend an, doch es kam keine Antwort. Meine Kinder schwiegen, denn sie wussten, dass jetzt der Zeitpunkt für etwas sehr Wichtiges gekommen war.

»Jesus ist Gottes Sohn«, fuhr ich fort. »Er wurde auf der Erde

geboren und kam zu uns, um uns den Weg zu Gott zu zeigen und uns zu sagen, wie wir leben sollen.« Vier Paare brauner Augen schauten mich intensiv an, als ob sie sagen wollten: *Okay. Erzähl weiter.*

Ich kniete mich auf den Fußboden, öffnete die Schachtel mit der Weihnachtskrippe und begann die einzelnen Tonfiguren aus dem Papier zu wickeln. »Jesus wurde in einem Stall geboren, so wie dieser hier.« Ich legte das Jesuskind vor uns auf den Teppich. Die Kinder unterbrachen, was sie gerade taten, und setzten sich um mich herum. Während ich jedes Teil unserer Krippe auspackte, erzählte ich, wie sie alle – Maria, Josef, die Hirten, die Engel, die Drei Weisen und sogar die Tiere – gekommen waren, um das Jesuskind zu begrüßen.

»So, das ist der wahre Grund für Weihnachten. Jesus kam als das beste Geschenk der Liebe, das wir je in unserem Leben bekommen können. Wir machen uns Geschenke, um uns unsere Liebe zu zeigen. Der Weihnachtsmann ist der lustige Teil von Weihnachten, aber Jesus ist der wahre Grund für dieses Fest.«

Anscheinend waren die Kinder mit dieser Erklärung zufrieden. Sie nahmen die Krippenfiguren in die Hand und schauten sie an. Hannah nahm das Jesuskind und betrachtete es genau, als ob sie etwas anderes, etwas Besonderes in ihm sehen würde.

Bitte, Herr, schenk, dass sie dich kennenlernen, betete ich.

* * *

Ein paar Tage später, als alle Kinder zu Bett gegangen waren, saß ich in eine warme Decke gekuschelt auf der Couch. Das Haus war still, außer dem Knistern des Feuers in unserem Ofen hörte man nichts. Ich sah zu, wie die Flammen hinter der Glasscheibe an den Holzscheiten entlangzüngelten, während Al im Sessel saß und las.

Meine Gedanken kehrten zu einer anderen Geschwistergruppe zurück, die wir ein Jahr zuvor bei uns aufgenommen hatten. Ich hatte ihre Mutter kennengelernt, als sie von unserer Gemeinde für die Kinderbetreuung während der Gottesdienste angestellt wurde. Ein paar Jahre später kam diese Frau zu mir in

die Schwangerschaftskonfliktberatung und eröffnete mir unter Tränen, dass sie schwanger sei. Die Beziehung zum Vater des Kindes war jedoch zerbrochen und sie hatte noch zwei weitere Kinder zu Hause.

»Ich kann dieses Kind nicht bekommen«, sagte sie weinend. Ich betete für sie und beriet sie, erklärte ihr, welche Hilfen ihr zur Verfügung standen und dass auch eine Adoption eine Möglichkeit sei.

Monate später kam die Sekretärin unseres Beratungszentrums in mein Büro und sagte, ich hätte einen Anruf aus Denver. Es war dieselbe Frau. Sie wollte mir mitteilen, dass sie Zwillinge zur Welt gebracht hatte – zwei Mädchen – und nach Casper zurückkehren wollte. Ich versprach ihr, sie auf jede erdenkliche Weise zu unterstützen.

Ein paar Wochen nach dem Anruf brachte die Frau ihre Zwillinge zu mir ins Zentrum. Es waren hübsche und gesunde Kinder. Ich überreichte der Mutter Babykleidung und bot ihr weitere Hilfe an, die es ihr ermöglichen würde, auf eigenen Füßen zu stehen. Sie kam mehrere Male wieder und jedes Mal betete ich mit ihr und erzählte ihr von Gottes Liebe. Dann verschwand sie plötzlich und ich sah und hörte nichts mehr von ihr.

Sechs Jahre später kam ich sonntags gerade vom Gottesdienst nach Hause, als das Telefon klingelte. Es war das Jugendamt, das mir mitteilte, es habe vier Geschwisterkinder, die im Moment noch auf dem Polizeirevier seien und eine Pflegefamilie brauchten. Die Mutter war wegen eines Drogendeliktes verhaftet worden und hatte darum gebeten, dass ihre Kinder zu mir kamen.

Ich fuhr zum Revier und traf dort vier schmutzige, lebhaft Kinder an: zwei Mädchen und zwei kleinere Jungen. Ich hatte keine Ahnung, wer die Kinder waren, bis mich am nächsten Morgen die Mitarbeiterin des Jugendamtes anrief und mir den Namen der Mutter nannte. Ich schaute die sechs Jahre alten Zwillinge an, die mir gegenüber am Küchentisch saßen.

Das sind die Babys, für die ich vor sechs Jahren in meinem Büro gebetet habe.

Ich wusste nicht, was aus den zwei älteren Geschwistern ge-

worden war, aber die kleinen Brüder waren offensichtlich nach den Zwillingen geboren worden. Gott hatte sie aus einem bestimmten Grund in mein Leben zurückgebracht. Aus einem Grund, der weit wichtiger war als die äußere Versorgung während der Zeit, in der die Mutter Hilfe erhielt. *Vielleicht kann ich sie ja mit der Liebe Jesu bekannt machen.*

Die Holzscheite knisterten und weckten mich aus meinem Tagtraum. Dann fiel mir ein, dass ich genau hier gesessen hatte, als die Zwillinge eines Abends aus ihrem Zimmer kamen und zu mir sagten: »Debra, wir möchten Jesus in unser Herz einladen. Kannst du uns erklären, wie das geht?«

Meine Freundin Marilyn Pipkin, die ebenfalls in einem Zentrum für Schwangerschaftskonfliktberatung in Colorado arbeitete, war zufällig an jenem Abend zu Besuch bei mir. Sie nahm einen Zwilling auf den Schoß und ich den anderen und dann erklärten wir ihnen, was es bedeutet, Jesus in sein Herz einzuladen. Gemeinsam hörten wir zu, wie die kleinen Mädchen auf ihre ganz eigene Art und Weise Jesus um Rettung baten.

Würden die Bower-Kinder das auch tun? Würden sie auch eine Entscheidung für Jesus treffen, nachdem sie monatelang mitbekommen hatten, dass ich für sie betete? Ich schloss die Augen. *Rette diese Kinder, Herr. Hilf ihnen und ihrer Mutter, dass sie dich kennenlernen, so wie ich dich kenne. Du bist die Liebe. Du bist die Geborgenheit. Du bist ihre einzige Hoffnung.*

Kapitel 3

Warnhinweise

Ich durchstöberte Schränke und Schubladen, schaute unter die Betten und fand alle möglichen Kleidungsstücke, Spielsachen und Haarklammern. Schließlich war ich mit dem Aufräumen und Saubermachen des kleinen Zimmers fertig und alle aufgefundenen Schätze waren wieder an den richtigen Platz zurückgekehrt. Vor fünf Monaten waren die Bower-Kinder zu uns gekommen und in ein paar Stunden würden alle fünf Geschwister von ihrem ersten unbegleiteten Umgang mit Übernachtung bei ihrer Mutter Karen zurück sein.

An diesem zweiten Wochenende im Dezember genoss ich einen seltenen Samstagnachmittag allein mit meiner Familie. Ich ging durch das Haus und nahm die Stille und die friedliche Atmosphäre in mich auf. Der Duft des Tannenbaums erfüllte das Wohnzimmer. Al war zur Arbeit gegangen, Sadie besuchte eine Freundin und Helen und Charles waren in ihren Zimmern. Bestimmt genossen auch sie die Ruhe und Stille. Keine kleinen Kinder rannten im Wohnzimmer herum. Es gab kein lautes Rufen oder Geschrei, weil um Spielsachen gestritten wurde. Alle Kinderteller und -tassen waren säuberlich im Küchenschrank verstaut.

Ich betete, dass der Besuch der Kinder bei ihrer Mutter gut verlief, so wie ich es schon mehrmals getan hatte, seit die Mutter ihre Kinder am Abend zuvor abgeholt hatte. Seit Monaten war ich in Kontakt mit Karen, hatte sie zum Gottesdienst und in einen Hauskreis eingeladen, wo sie andere Frauen kennenlernte, mit denen sie sich anfreundete und von denen sie unterstützt werden konnte. In dem Beratungszentrum, wo ich

arbeitete, hatte ich auch Gespräche mit ihr allein geführt. Als Pflegemutter versuchte ich immer zu helfen, wenn eine alleinerziehende Mutter genug Vertrauen zu mir gefasst hatte.

Karen war meinen Einladungen zum Gottesdienst gefolgt, vielleicht weil es ihr die Gelegenheit verschaffte, ihre Kinder zu sehen. Sie hatte sich auch ein paarmal mit mir im Beratungszentrum getroffen, wo wir uns darüber unterhielten, wie es den Kindern ging. Immer wenn wir uns sahen, berichtete sie mir, welche Fortschritte sie gemacht hatte und dass sie daran arbeitete, die Bedingungen des Jugendamtes zu erfüllen, um ihre Kinder zurückzubekommen. Ich war zwar nicht in die Gespräche, aktuellen Entwicklungen und Vereinbarungen zwischen Karen und dem Jugendamt mit eingebunden, aber sie schien sich ernsthaft darum zu bemühen, das zu tun, was von ihr verlangt wurde. Sie wollte zeigen, dass sie vertrauenswürdig und verantwortungsbewusst war. Anfang November hatte Al für Karen sogar eine befristete Teilzeitstelle in dem Veranstaltungszentrum gefunden, wo er arbeitete, damit sie finanziell unabhängig werden konnte – was nach ihrer Aussage auch zu den Bedingungen des Jugendamtes gehörte.

Ich dachte daran zurück, wie es vor ein paar Monaten gewesen war, nachdem die Kinder die ersten acht Wochen bei uns verbracht hatten. Das Jugendamt hatte mich gebeten, an einer Anhörung teilzunehmen, bei der zwei Mitarbeiterinnen des Jugendamtes anwesend waren sowie Karen und ihre Eltern (die Karens ältestes Kind DeAnn bei sich aufgenommen hatten). Wenn ich es richtig verstand, war ich nur aus einem einzigen Grund hinzugebeten worden: um zu berichten, welche Erfahrungen ich mit Karen gemacht hatte, seit ich sie im Juni kennengelernt hatte, und wie ich ihre Entwicklung einschätzte. Als man mich fragte, sprach ich in den höchsten Tönen von ihren Bemühungen und erklärte, dass Karen es meiner Meinung nach ernst damit meinte, das Sorgerecht für ihre Kinder zurückzuerlangen. Während ich sprach, sahen Karen und ich uns an und lächelten. Wie es schien, hatte sich eine Art Freundschaft zwischen uns entwickelt. Ich erzählte den Sozialarbeiterinnen, Karen hätte mir gesagt, wie hilfreich die Erziehungskurse waren,

die sie besuchen musste. Was ich in der kurzen Zeit, in der ich Karen kannte, von ihr gesehen und erfahren hatte, empfand ich als sehr ermutigend.

Karens Eltern aber schienen ganz und gar nicht überzeugt. Sie schüttelten nur den Kopf und äußerten ernste Zweifel, was ihre Tochter betraf. Während ich sprach, hatte Karens Mutter die ganze Zeit einen besorgten Gesichtsausdruck. Der Blick war gesenkt, die Hände im Schoß gefaltet. Sie saß still da und sagte nichts, aber ihr Gesicht sprach Bände. Karens Vater dagegen brachte seinen Unmut viel deutlicher zum Ausdruck, während er mir zuhörte. Er rutschte offensichtlich verärgert auf dem Stuhl hin und her und schüttelte andauernd den Kopf. Damals dachte ich, dass die Eltern über Karens Verhalten in der Vergangenheit verärgert waren und deswegen ihr Blick getrübt war. Außerdem hatten sie (nach Karens Aussage) offen ihr Missfallen darüber geäußert, dass alle Kinder außer DeAnn gemischtrassig waren. Im Lauf der Monate bekam auch ich Zweifel. Ich hatte Karen erst zwei Monate lang beobachtet, während ihre Eltern sie schon seit fast dreißig Jahren kannten. Immerhin konnten frühere Verhaltensweisen auch ein Hinweis darauf sein, welche Entscheidungen jemand in der Zukunft treffen würde. Vielleicht hatten Karens Eltern ja gute Gründe dafür, ihre Eignung als Mutter anzuzweifeln. Ich erinnerte mich daran, wie die Sozialarbeiterin gelächelt hatte, als sie meinen Ausführungen zuhörte. Es war ein scharfer Kontrast zu der Sorge, die in den Augen von Karens Eltern zu lesen war, als sie meinen Ausführungen lauschten.

Infolge der Anhörung wurde ein vorläufiger Besuchsplan erstellt, der ab September umgesetzt wurde. Karen erfüllte eine weitere Auflage des Jugendamtes. Sie zog bei ihren Eltern aus und suchte sich etwas Eigenes. Im Oktober mietete sie ein kleines, neu renoviertes Haus in Casper. Zu Beginn gestattete das Jugendamt ihr den begleiteten Umgang. Ich brachte die Kinder jede Woche zu kurzen Besuchen dorthin, die unter der Aufsicht einer Sozialarbeiterin des Jugendamtes stattfanden. Die Kinder blieben höchstens zwei Stunden zum Spielen dort. Bald schon fiel mir auf, dass Kyle und Kyra äußerst gern ins Auto stiegen,

wenn ich sie zu ihrer Mutter bringen wollte, Andrew jedoch war viel zurückhaltender und ernster, während Hannah sich sogar zu fürchten schien.

»Bitte, zwing mich nicht, dorthin zu gehen, Debwa«, bettelte sie. »Ich will hier bei dir bleiben.« Je näher ein Besuchstermin rückte, desto anhänglicher wurde sie. Ich bemühte mich, ihr klarzumachen, dass die Besuche nur kurz waren, dass ich ganz in der Nähe bleiben und eine nette Sozialarbeiterin dabei sein würde.

»Ich komme in zwei Stunden wieder und hole euch ab«, sagte ich zu ihr. Hannah willigte ein, doch als wir bei Karens Haus ankamen, wich Hannah mir eine Viertelstunde lang nicht von der Seite, bevor sie endlich zu den anderen lief und mit ihnen spielte.

Als ich später zurückkehrte, wirkten Hannah und Andrew still und in sich gekehrt. Ich wusste zwar aus meiner Erfahrung als Pflegemutter, dass für manche Kinder der Besuch bei den leiblichen Eltern zunächst nicht so leicht zu verkraften ist, doch da es keine Anzeichen von körperlicher Gewalt gab, schenkte ich den beiden Vorschulkindern einfach nur ein paar Extrakuscheleinheiten und etwas mehr Aufmerksamkeit, bis sie sich wieder beruhigt hatten. Trotzdem reagierten sie bei jedem weiteren Besuch genauso.

Gelegentlich kam Karen zum Gottesdienst, wo sie freundlich und schüchtern wirkte. Sie ging sogar ein paarmal mit uns essen. Was mir bei diesen Gelegenheiten auffiel, war ihre offensichtliche Nähe zu Kyle und Kyra und ihre distanzierte Haltung gegenüber Hannah und Andrew.

Das Jugendamt fragte mich regelmäßig nach meinen Beobachtungen und ich schilderte meine Eindrücke immer offen. Obwohl ich ein wachsendes Unbehagen empfand, wertete das Jugendamt die Besuche als Erfolg. Als ich mit Al darüber sprach, bestätigte er meine Beobachtungen.

Ende November räumte das Jugendamt Karen das Recht auf unbegleiteten Umgang ein. Wenn alles gut ging, würde es auch eine Übernachtung erlauben. Und wenn sich auch das als Erfolg herausstellte, würden die Kinder Heiligabend und den

ersten Weihnachtstag bei ihrer Mutter verbringen. Hannah hatte Angst vor den Besuchen, die nun nicht mehr unter der Aufsicht des Jugendamtes standen. Sie weinte sogar. Obwohl es mir schwerfiel, redete ich ihr gut zu und begleitete sie behutsam zum Haus ihrer Mutter. Als ich die Kinder später abholte, schien Hannah glücklich zu sein. Die anderen Kinder umarmten ihre Mutter zum Abschied, Hannah aber musste ich jedes Mal dazu auffordern.

Da es Hannah bei Karen gut zu gehen schien und sie sich immer schnell wieder normal verhielt, nachdem sie dort gewesen war, beschloss das Jugendamt, die Besuche fortzusetzen. Es war wichtig für Hannah zu erfahren, dass sie dort nichts zu befürchten hatte. Soweit ich wusste, hatte man Karen die Kinder nicht deshalb weggenommen, weil sie von ihr in irgendeiner Weise misshandelt worden wären. Die Maßnahme war eingeleitet worden, weil man in Allys Blut Spuren von Kokain gefunden hatte und dies Zweifel an Karens Lebensstil, ihren Beziehungen und ihrer Eignung als verantwortungsbewusste Mutter hatte aufkommen lassen.

Meine Sorge um Hannah und Andrew und die offensichtlich unangenehme Beziehung zu ihrer Mutter veranlassten mich dazu, dass ich irgendwann in unserem Beratungszentrum ein Gespräch mit Karen führte. Ich brachte den Mut auf, sie direkt zu fragen, warum sie mit den beiden weniger liebevoll umging und sich ihnen gegenüber oft so distanziert und ablehnend verhielt.

Karen erklärte mir, ihre sechs Kinder hätten drei verschiedene Väter. Und es gab, gelinde ausgedrückt, beträchtliche Spannungen und Eifersucht zwischen zweien von ihnen: dem Vater von Hannah und Andrew und William, dem Vater zweier anderer Kinder. Je mehr Karen mir erzählte, umso mehr hatte ich den Eindruck, dass Williams innere Einstellung am besten mit dem Begriff *Hass* zu umschreiben war. Sie gestand mir, dass er Hannah und Andrew sehr unfreundlich behandelte, sie ihn aber trotzdem immer noch in ihr Leben ließ. Sie gab auch zu, dass sie den beiden Kindern oft aus dem Weg ging, um den Frieden in ihrer Beziehung zu William zu bewahren. Auf diese Weise wollte

sie diesem Mann gegenüber, der einen erheblichen Einfluss auf sie zu haben schien, ihre Loyalität zeigen. Glücklicherweise war aber eine Auflage des Jugendamtes, dass Karen keinen Kontakt zu William haben durfte, denn er war wegen zahlreicher Vergehen immer wieder im Gefängnis gewesen. Dem Jugendamt ging es natürlich vor allem darum, dass Karen sich von Drogen und anderen negativen Einflüssen fernhielt.

Ab und zu sprachen Hannah und Andrew von diesem Mann und nannten ihn »gemein«. Doch immer, wenn ich ihnen Fragen nach dem gemeinen Mann stellte, machten sie sofort dicht. Also schnitt ich das Thema nur noch selten an, zeigte mich aber stets aufmerksam und mitfühlend, wenn sie selbst darauf zu sprechen kamen. Nach allem, was ich in den fünf Monaten, in denen die Kinder bei uns gelebt hatten, gehört und beobachtet hatte, wurde mir klar: Karens gestörtes Verhältnis zu Andrew und Hannah beschränkte sich nicht allein auf die Zeit, in der sie mit jenem Mann zusammen gewesen war. Sie hatte bis heute den beiden Kindern gegenüber dieselbe negative Einstellung wie dieser Mann.

Ich schaute auf die Uhr. *Noch ein paar Stunden. Wie ist wohl dieser erste Übernachtungsbesuch für die Kinder gewesen? In welcher Verfassung werden sie nach Hause kommen?* Ich merkte, dass ich mir Sorgen machte, und so betete ich für Hannahs und Andrews körperliche Unversehrtheit und ihr seelisches Wohlergehen. *DeAnn ist ja auch da, vielleicht hat sie einen positiven Einfluss.* Dennoch verfolgte mich den ganzen Nachmittag ein vages Gefühl des Unbehagens.

Endlich blitzten Scheinwerfer vor dem Wohnzimmerfenster auf. Die Kinder waren wieder da. Die Haustür flog auf und alle stürmten fröhlich plappernd herein. Das war ein gutes Zeichen. Karen, die Ally auf dem Arm hatte, folgte den Kindern und strahlte dabei übers ganze Gesicht. Sie sah genauso glücklich aus wie ihre Kinder.

Hannah drängte sich an den anderen Kindern vorbei, um als Erste bei mir zu sein. Ihr Haar war schön gekämmt und zu einem festen Pferdeschwanz gebunden. Im Haar hatte sie eine große Schleife. Sie hatte neue Kleider an und eine Puppe im Arm, die

ich noch nie gesehen hatte. Sie stellte sich dicht vor mich hin und wollte mir etwas erzählen. Ich beugte mich zu ihr hinunter, um in ihr hübsches Gesicht zu schauen. Und dann sah ich es – ihre Stirn und ihr linkes Auge waren blau und geschwollen.

Bevor ich fragen konnte, was passiert war, platzte Hannah heraus: »Debwa! Ich bin gestern Abend in der Badewanne ausgerutscht. Da waren Seifenblasen drin und beim Raussteigen bin ich ausgerutscht.« Sie hatte die Augen theatralisch weit aufgerissen. Doch ihr Gesichtsausdruck war angespannt und ihr Lächeln wirkte gezwungen.

»Mama hat mir diese neue Puppe gekauft, weil ich so tapfer war. Ich durfte sie selber aussuchen«, sagte Hannah und hielt mir ihre Puppe hin, damit ich sie betrachten konnte.

»Wow! Da bist du aber ganz schön hingefallen. Das muss ja wehgetan haben«, sagte ich mit einem ebenso erzwungenen Lächeln und sah Karen an, die sich rasch hinter Hannah gestellt hatte.

»Ja. Die Kinder wollten alle in der Badewanne spielen und Hannah hat versucht, allein herauszusteigen. Als ich ihr gesagt habe, dass sie warten soll, hat sie nicht gehört und ist dann gegen die Wand der Badewanne geknallt.« Karen hatte ein breites Lächeln aufgesetzt. *Schauten sie und Hannah sich an, um sich ihre Geschichte gegenseitig zu bestätigen?*

Karen sah meinen fragenden Blick und meinte: »Na ja, Seifenblasen können ganz schön rutschig sein.« Sicherlich konnte Karen mir ansehen, dass ich Zweifel an ihrer Darstellung hatte. Die ganze Geschichte wurde mit etwas zu viel Theatralik präsentiert und wirkte einstudiert. Selbst wenn die »Blaues Auge in der Badewanne«-Geschichte sich als wahr herausstellte, ließ die Art des Berichts auf jeden Fall Zweifel aufkommen.

Rasch umarmte Karen jedes Kind, ging hinaus und fuhr im Dunkeln davon.

»Schön, dass ihr wieder hier seid«, sagte ich. »Und jetzt zieht eure Schlafanzüge an und kommt dann in die Küche. Es gibt noch Milch und Kekse, bevor ihr schlafen geht.«

Fünf Minuten später saßen die Kinder am Tisch und freuten sich auf ihren Snack. »Also, was habt ihr so alles mit eurer

Mama unternommen?«, fragte ich betont fröhlich, um die Kinder zum Reden zu ermutigen. Doch sie verstummten, tranken ihre Milch und knabberten an ihren Keksen herum.

»Seid ihr irgendwohin gefahren? Oder hattet ihr Besuch?« Da wurden sie noch schweigsamer und sahen sich an. Hannah saß mit hängenden Schultern da, den Blick auf die Krümel gerichtet, die auf ihrem Teller lagen. Kyle und Kyra starrten sie an. *Es ist wohl klüger, nicht auf eine Antwort zu beharren.* Aus ihrer Reaktion schloss ich, dass sie angewiesen worden waren, nichts zu erzählen. Offensichtlich gehorchten sie ihrer Mutter, ob es gut war oder nicht.

»Okay, Zeit für eine Gutenachtgeschichte. Ab ins Bett!« Die Kinder kannten zwar unsere Abläufe genau, aber ich hatte den Eindruck, dass sie trotzdem diese Ankündigung brauchten, um sich wieder bei uns einzugewöhnen. Für ein Kind kann sogar eine einzige Nacht fern von der vertrauten Umgebung eine abrupte Veränderung bedeuten. Alle krabbelten in ihre Betten und ich las ihnen etwas vor. Nach der Geschichte folgte das Abendgebet. Ich ging von Bett zu Bett, kniete mich hin, betete für jedes Kind und gab ihm einen Kuss auf die Stirn.

Als ich zu Hannah kam, deckte ich sie zu und betete, dass Gott ihr die Kraft gebe zu sagen, was ihr auf dem Herzen lag, und dass er gut auf sie aufpassen möge. Ich betete auch für Karen. Als ich die Augen wieder öffnete, sah Hannah mich mit großen Augen an, was sie wahrscheinlich während des ganzen Gebetes getan hatte. Ich blieb noch einen Augenblick, falls sie mir doch noch etwas sagen wollte, doch sie blieb stumm. Ich lächelte, gab auch ihr einen sanften Kuss auf die Stirn und flüsterte: »Ich hab dich lieb und Jesus hat dich noch viel mehr lieb.«

* * *

Der Montagmorgen war so kalt, dass ich ein Feuer in unserem Ofen anzündete. Al hatte am Sonntag bis spätabends gearbeitet und lag noch im Bett. Während ich darauf wartete, dass die Familie zum Leben erwachte, schenkte ich mir einen Becher heiß dampfenden Kaffee ein und hielt ihn fest, um mir die Hände zu

wärmen. Bald schon würden die Wecker klingeln und ein paar hungrige Kinder würden sich rasch anziehen, ihre Betten machen und sich dann rund um den Frühstückstisch versammeln. Wenn alle satt waren, wurden die Pausenbrote eingepackt und die Schulranzen bereitgestellt. Und dann war der Moerke-Van bereit, sich auf seine tägliche Route zu begeben und alle zur Schule oder zur Betreuung zu fahren.

Als ich Hannah an jenem Morgen in die Vorschulklasse brachte, fragte ihr Lehrer sofort nach, als er ihr blaues Auge sah. Es war inzwischen noch dunkler und war angeschwollen. Hannah zuckte bei der Frage zusammen, wiederholte dann aber rasch ihre Seifenblasen- und Badewannengeschichte. Mit gerunzelter Stirn sah der Lehrer mich an. Ich schüttelte kaum merklich den Kopf, um ihm zu zeigen, dass auch ich den Wahrheitsgehalt dieser Geschichte anzweifelte.

Nachdem ich mich von Hannah verabschiedet hatte, fuhr ich zum Zentrum für Schwangerschaftskonfliktberatung. Kaum war ich dort angelangt, drehte ich die Heizung hoch, stellte die Kaffeemaschine an und platzierte drei Becher auf dem Tresen. Meine Sekretärin und die zweite Beraterin würden bald eintreffen.

Hannahs geschwollene Stirn und das blaue Auge gingen mir einfach nicht aus dem Sinn. Sollte ich die Sozialarbeiterin anrufen? Ich wusste, dass nicht jeder kleine Unfall und jeder blaue Fleck gemeldet werden mussten. Und doch, dies war immerhin der erste Übernachtungsbesuch bei Karen gewesen. Ich beschloss, das Jugendamt anzurufen und alles andere Ellen, der Sozialarbeiterin, zu überlassen. Sie schien sich immer gut um die Familien zu kümmern, die ihr anvertraut waren, und sie war professionell genug, um eine angemessene innere Distanz zu wahren.

Ich wählte ihre Nummer. »Hallo Ellen, hier ist Debra Moerke. Ich rufe an, weil ich mir wegen des Übernachtungsbesuchs der Bower-Kinder bei ihrer Mutter Gedanken mache. Hannah ist mit einem Bluterguss auf der Stirn und einem blauen Auge zurückgekommen. Karen und Hannah sagen beide, dass sie in der Badewanne ausgerutscht wäre. Ich habe da meine Zweifel. Viel-

leicht ist in Wirklichkeit etwas anderes passiert und sie wollen es mit einer einstudierten Geschichte vertuschen. Ich dachte, Sie sollten davon wissen.«

»Können Sie Hannah noch heute Morgen zu mir ins Büro bringen?«, war die Antwort von Ellen. »Wenn ich sie gesehen habe, kann ich sagen, ob sie ärztlich behandelt werden sollte. Was meinen Sie?«

Nun, da ich meinen Verdacht ausgesprochen hatte, schien er mir umso realer und mein Herz begann heftig zu klopfen. »Ich werde sie gleich aus der Vorschule abholen. Ich möchte aber nicht, dass sie Angst bekommt, weil sie ohne ihre Geschwister zu Ihnen kommen soll.« Ich wollte nicht, dass Hannah mir misstraute. Wir beide standen uns so nah und ich wollte, dass sie sich bei mir geborgen wusste.

»Ich werde keine große Sache daraus machen«, beruhigte mich Ellen. »Sie können ihr sagen, dass Sie bei mir im Büro vorbeifahren müssen, um Unterlagen abzuholen. Ich werde ganz vorsichtig damit umgehen. Wir könnten Hannah in das Spielzimmer mit dem durchsichtigen Spiegel bringen. Wie schnell können Sie hier sein?« Ich wusste, dass sie uns möglichst bald sehen wollte.

»Sobald meine Kollegin da ist«, antwortete ich. Dann legte ich auf, zog meinen Mantel an und nahm meine Handtasche. Während ich wartete, stieg die Aufregung in mir.

Ich hoffe, dass Hannahs Geschichte stimmt. Ich möchte so gern, dass Karen für Hannah die Mutter ist, die sie braucht.

Mein Verstand kämpfte gegen mein Herz und meine Gefühle an. Mir kamen die Tränen und meine Hände waren schweißnass. *Was wird passieren?*

Als die Sekretärin eintraf, sauste ich an ihr vorbei. »Tut mir leid, ich muss los!«, rief ich ihr noch zu, ohne sie überhaupt richtig begrüßt zu haben.

Am Auto angekommen, dauerte es ein wenig, bis ich meinen Schlüssel gefunden hatte. Durch den Tränenschleier sah ich alles nur verschwommen. Jetzt, wo ich meinem Verdacht ausgesprochen hatte und handelte, merkte ich erst, wie stark er tatsächlich war. *Was ist mit Hannah geschehen? Hat sie Angst,*

fühlt sie sich verwundbar und allein? Ich schloss die Augen und betete: »Herr, hilf mir, ruhig zu bleiben. Lass nicht zu, dass meine Angst und meine Sorgen sich auf Hannah übertragen. Ich möchte, dass sie mir vertraut. Vor allem aber möchte ich, dass sie *dir* vertraut! Beruhige mein Herz und bereite ihres auf den Besuch bei Ellen vor.«

Ich öffnete die Augen wieder und atmete tief ein und aus. »Ich befehle Hannah, Ellen und mich in deine Hände, Herr.« Ich hoffte, dass das blaue Auge nur ein Unfall gewesen war. Aber mein Instinkt sagte mir, dass es nicht so war.